

Nr. 67. Bromberg, den 21. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

„Vergessen Sie nie, lieber Mechtle, daß unsere Expedition eine friedlich-wissenschaftliche ist, und daß wir alle Zusammenstöße mit Eingeborenen vermeiden müssen", meinte lächelnd Werkmeister. „Übrigens irren Sie, wenn Sie in jedem Südsee-Insulaner einen Menschenfresser erblicken. Weiße sind jedenfalls noch nie verspeist worden, das verbietet sich schon aus religiösen, oder wir wollen bei diesen unentwickelten Begriffen lieber sagen, magischen Gründen."

„Zu Tisch, bitte!" rief der bedienende Steward.

Man setzte sich unter das Sonnensegel. Es gab Taro, geröstete Brotfrucht, die man unterwegs eingenommen hatte, und ein appetitlich aussehendes Fischgericht. Schultze war sparsam mit den Vorräten, da er bei dem bevorstehenden Herumkreuzen nie wußte, wann er wieder Lebensmittel einnehmen konnte.

Mechtle hatte seinen echt schwäbischen Hunger mitgebracht. Er kaute bereits mächtig. „Was ischt denn das für ei Fisch?" fragte er.

„Haifisch-Rücken!" sagte ruhig Kapitän Schultze und schob ein mächtiges Stück hinter die Zähne.

Mechtle blieb der Bissen im Halse stecken. Auch Werkmeister sah den Kapitän mißtrauisch von der Seite an.

„Haifisch, richtig zubereitet, schmeckt tadellos! erklärte Schultze. „Die Eingeborenen essen ihn mit Vorliebe. Ich habe gestern nachmittag, während die Herren im Laboratorium arbeiteten, so'n ollen Onkel geangelt, und der chinesische Koch hat ihn zubereitet. Na, schmeckt et nich?" wandte er sich zu Mechtle. Der sprang mit einem entsetzten Satz an die Reeling.

„Das war die Rache für die Eisbeine", meinte Schultze zu Werkmeister, „das ist Seebarsch, Herr Doktor. Wir haben sie gestern mit roten Lappen, die wir hinter dem Schiff schleppen ließen, gefangen."

Bleich kehrte Mechtle an den Tisch zurück. Er hatte die letzten Worte gehört. „Rache ischt Blutwurscht, Kapitän!" verkündete er drohend und machte sich über die Seebarsche her.

Nachmittags sollte eine Expedition nach der Insel unternommen werden. Auch Kapitän Schultze wollte sich anschließen. Es lag kein Grund vor, dem Wetter zu mißtrauen. Der Stille Ozean lag wie ein Binnensee so friedlich.

„Wir nehmen das große Boot", entschied der Kapitän, „die Haifische umkreisen das Schiff. Mit der kleinen Jolle können wir direkt von ihnen angegriffen werden. Ich habe einmal erlebt, wie so ein Biest ein kleines Ruderboot einfach umgerissen hat."

Werkmeister wollte gerne mit Mechtle allein fahren. Er wußte, der Kapitän war nicht gerne lange vom Schiff weg, und drängte immer zur Rückfahrt. Schultze dagegen traute den beiden Forschern nicht zu, den richtigen Moment der Rückkehr einzuhalten. Auch hatte er schlechte Erfahrungen mit den Kanaken gemacht, und es schien ihm absolut fraglich, ob die Insel nicht doch Eingeborene berge.

Durch Riffe hindurch, die auch bei starkem Seegang die Wellen brachen, liefen sie in eine Art Binnensee.

An der Küste standen Palmen. Schwerfällig erhoben die großen Schildkröten, die am Strande sonnten, die Köpfe und stürzten sich ins Meer, als sie landeten. Gewaltige Scharen von Vögeln flogen mit grellem Geschrei in die Höhe.

„Die Insel ist bewohnt", sagte Schultze, „die Tiere kennen die Menschen, sie fliehen vor ihnen."

Wo der Strand aufhörte, begann der Urwald, undurchdringlich, durch Lianen gesperrt. Die Insel stieg dann in die Höhe. Ein klarer Fluß, von den Bergen kommend, mündete ins Meer.

„Ein idealer Ansiedlungsplatz!" Werkmeister sah sich entzückt um. Sie zogen das Boot an Land. Die vier Matrosen lagerten im Sand. Sie wollten versuchen, Schildkröten zu fangen und in dem Fluß ein Bad nehmen, der so nahe der Küste krokodilfrei war.

Die drei schlugen sich mit ihren Messern ein Stückchen in den Urwald. Wie eine lebende Mauer schloß sich das Grün hinter ihnen.

Die runden weißen Wölkchen am Horizont nahmen einen champagner-farbenen Ton an, es ging gegen Abend. Sie hatten kleine Sirenen bei sich, mit denen sie sich von Zeit zu Zeit verständigten.

Auf einer kleinen Lichtung, die einen Ausblick auf das Meer bot, trafen sie sich.

Die „Berlin", in der Entfernung klein geworden, lag ruhig vor Anker. Der Rauch wehte, von der schweren Luft gedrückt, in dünnen Schwaden landeinwärts.

Werkmeister und Mechtle hatten ihre Botanisiertrommeln gefüllt.

Eine kleine Rast, dann wollte man zurückkehren.

Schultze richtete das Glas aufs Meer. Der wetterkundige Seemann hatte den ganzen Tag das unheimliche Gefühl nicht loswerden können, als ob irgend etwas Gefahrdrohendes in der Luft läge.

Da sieht er am Horizont einen Wasserberg emporwachsen.

Er macht seine Begleiter darauf aufmerksam.

„Eine Luftspiegelung!" Werkmeister betrachtete interessiert das Naturwunder.

Aber die Schwellung erhebt sich höher und höher, und kommt, wie von magischer Gewalt getrieben, auf die Insel zu. Durchs Glas sehen sie den Steuermann auf die Kommandobrücke laufen. Auch er hat also die Erscheinung bemerkt. Der Schlot der „Berlin" stößt mächtige Rauchwolken aus, die Dampfsirene heult unheilverkündend zu ihnen herüber.

Die drei Männer sehen sich an. Eine ungeheure Kraft scheint Himmel und Wasser zu vereinen.

Plötzlich wird der Kapitän leichenblaß: „Ein Seebeben! Das Schiff ist verloren, wenn sie nicht sofort losmachen!"

Man sieht, wie in rascher Eile der Anker eingenommen werden soll. Aber er hat sich in dem verästelten Korallengestein verfangen. Sie wollen ihn kappen. Doch die eiserne Kette spottet ihren Bemühungen.

Und schon ist der gewaltige Wasserberg — wie eine steile, kristallene Wand — herangerollt. Er packt die „Berlin" reißt die Ankerkette wie einen Bindfaden durch, hebt sie hoch über den ersten Korallengürtel, und schmettert sie mit furchtbarer Wucht auf den zweiten, daß der eiserne Rumpf wie eine Nuß zusammenbricht.

Mit dem Vorderschiff hängt sie auf dem Gestein, das Hinterteil sackt ab.

Die „Berlin", vor wenigen Minuten ein festes Schiff, ist ein hilfloses Wrack geworden.

Und schon kommen die Wasser an die Insel heran.

Die Matrosen sind in das Boot gesprungen, und erwarten die Flut, die sich auf sie zuwälzt.

„Wir müssen höher hinauf," schrie Schultze, „die Flut kommt bis hierher!"

Sie klettern in die Höhe, rutschen auf dem schlüpfrigen Lehmboden aus, helfen einander hoch, streben weiter.

Die Flut hatte den ersten Saum des Waldes überrannt, Blöcke von Korallen gegen die Bäume geschleudert, daß die Urwaldriesen wie Streichhölzer zusammenknickten.

Dann war sie zum Stillstand gekommen.

Das Boot der Matrosen war von ihr weit hinaufgetragen worden.

Nun ebbten die Wasser ab, so rasch, wie sie gekommen.

Mit zerbrochenen Masten, der Schornstein wie mit dem Rasiermesser abgeschnitten, sank der Rumpf der „Berlin" immer tiefer.

Auf dem glücklicherweise unversehrt gebliebenen Rettungsboot ruderte die zurückgebliebene Besatzung an Land.

Mit wehen Lippen starrte Kapitän Schultze auf sein Schiff.

Die Südseeexpedition Dr. Werkmeisters war zu Ende.

Am Strande stand ein Häuflein Schiffbrüchiger, sah nach dem sinkenden Dampfer, und ein bitteres Gefühl des Verlassenseins stieg in ihnen empor.

Zwölftes Kapitel.

Die „Tarantella" hatte Helgoland passiert. Eine leichte Brise ließ die Wasser des Ozeans sich leise und bedächtig heben und senken. Die Maschinen liefen in voller Fahrt.

Behäbig stapfte Kapitän Streck von der Kommandobrücke. Ralph wollte ihn vertreten. Streck schmunzelte. Als er an einem der eingelassenen Spiegel vorbeikam, warf er einen Blick hinein, was sonst nicht seine Art war. Dann steckte er die Fäuste in die Jackettaschen und stiefelte mit seinem wiegenden Seemannsgang über Deck. „Na, was macht der neue Funker?" Er hielt den vorübereilenden Hans Claas an, der eben den Damen den Nachmittagskaffee brachte.

„Sitzt in seiner Kabine!"

„Und unten im Logis, anständig, wie?"

Hans Claas lachte. „Er hat uns gleich in der ersten Viertelstunde Witze vertellt, in englischer Sprache, daß ein paar von uns ganz rot geworden sind. „Da is mal ein Fräulein über'n Jungfernstieg gegangen —"

„Laß man gut sein, min Jung!" unterbrach ihn hoheitsvoll Streck.

Etwas betroffen machte Hans Claas mit seinem Tablett kehrt.

„Na, so is es nicht gemeint!" Freundlich klopfte ihm Strecke auf die Schulter, „aber ich kenn den Witz man schon."

In der Mitte des Hinterschiffes lag der große Salon. Wintergartenähnlich, mit Palmen ausgeschmückt, und überwölbt mit einem Glasdach. In diesem Salon wurden die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen. Von ihm führten Türen in die einzelnen Kabinen, die alle aus zwei getrennten Wohnräumen mit Bad bestanden.

Auf dem Vorderschiff lagen die Räume, die Streck und Ralph bewohnten. Ganz vorne das Matrosenlogis. Die Besatzung bestand aus dreiundzwanzig Mann, dazu kam noch der Steuermann, der Koch, der Steward und der Ingenieur.

Ehe Mary an Bord gekommen war, hatte Ralph mit Streck, dem Steuermann und Ingenieur im vorderen Rauchsalon gegessen. Der Wintergarten, wie man ihn nannte, war nicht benutzt worden.

Auf der Fahrt von Salvador hatte Mary die Prunkkabine bezogen und dort mit Streck und Ralph die Mahlzeiten eingenommen. Nun wurde noch durch Emmy Richter der Kreis vergrößert.

Tommy hatte sich ausgebeten, bei den Hauptmahlzeiten servieren zu dürfen.

Streck hatte seine weißen Handschuhe angezogen. Er stand vor der Tür zum Wintergarten. Durch die Glasscheibe sah er Mary und Lia im eifrigen Gespräch. Bedächtig hob er den Zeigefinger und ein kräftiger Doppelschlag an die Tür ließ die Damen sich umschauen.

„Herein, Kapitän," rief Mary, „warum denn so feierlich und förmlich?"

Streck räusperte sich: „Ich komme nun diesmal nicht als Kapitän Streck, der ein alter guter Freund von Ihnen und Mr. Torstensen ist, Fräulein Mary, ich komme jetzt als Kapitän der „Tarantella", der die Pflicht hat, dem jüngsten Fahrgast sein neues Heim zu zeigen."

Er trat mti komischer Grandezza zu Lia: „Ich habe die Ehre, Ihnen unsere „Tarantella" zeigen zu dürfen."

Mary lachte. Es wurde immer seltener dieses kinderliebe Lachen. Dafür standen jetzt in ihrem Gesicht zwei Fältchen neben den Augenbrauen, die steil zur Nase liefen, und von Sorgen und schlaflosen Nächten sprachen. Streck sah voll Mitgefühl diesen Stempel des Leides in ihrem Gesicht, und wo ein warmes Herz einen Spaß ersinnen konnte, brachte er ihn zur Ausführung, damit er dieses liebe, vor kurzem noch so glückliche Menschenkind einmal lachen hörte.

„Trinken Sie vorher noch ein Täßchen Kaffee und stecken Sie eine Pfeife an, Kapitän." Mary rückte einen Sessel zurecht.

„Ich bin so frei!" Breit und sicher saß Streck auf dem zierlichen Rokokostuhl und lachte Lia an. „Das hätten Sie sich wohl vorgestern um diese Zeit auch nicht träumen lassen, daß Sie heute schon auf einem Schiff — und was für einem — in die Südsee fahren würden?"

„Gewiß nicht, Kapitän. Das Leben hat oft überraschende Wendungen."

Mary zuckte zusammen. Streck streichelte behutsam ihre kleine braune Hand: „Nach Leid kommt Freud!" sagt min Mudder immer. „Wie wir noch lüttje Jungens waren, da hatten wir einen roten Gummiball, der fiel einmal bei Sturm in die Elbe. Und tanzte auf den Wellen. Hin und her. Wurde herumgestoßen nach allen Seiten. Die Wasser trugen ihn immer weiter vom Ufer weg. Da weinten wir Kinder. Doch plötzlich kam eine größere Welle, faßte ihn, und auf ihrem Bug rit der rote Ball bis ans Ufer zu unsern Füßen. Und war schöner als je zuvor, blank und sauber. Ich hab manchmal an den roten Gummiball denken müssen, wenn mein Glück herumgestoßen wurde, und ich nichts tun konnte, als abwarten, ob es wieder zu mir käme. Kopf hoch, Miß Mary, Die Welle, die den roten Gummiball bringt, ist vielleicht schon unterwegs."

Mary sah ihn dankbar an: „Wir wollen hoffen, Streck, und tapfer sein." Sie stiegen die Treppe hinauf an Deck. Ein gewaltiger Steamer zog backbord an ihnen vorbei. Der „Columbus"!" Stolz leuchtete aus Strecks Augen. „Deutschland wird wieder stark in der Welt!"

Sie wechselten Grüße. „Frohe Heimkehr!" signalisierte der Riese. Dann war die „Tarantella" wieder allein auf den blaugrünen Wogen.

Mary ging auf die Kommandobrücke zu Ralph. Unterdes führte Streck Lia durchs Schiff, zeigte ihr die Maschinenräume, das Matrosenlogis, und die Küche. Lia bewunderte begeistert den Luxus, der sich bei den kleinsten Einrichtungen kundtat.

„Und nun wollen wir mal in die Funkkabine", meinte Streck, „wir haben da einen neuen Funker an Bord."

„Ach ja, die Funkkabine interessiert mich."

Sie lag im Vorderschiff, nicht weit vom Rauchzimmer.

Eberstein bediente die Apparate. Er hatte einige bedeutungslose Funksprüche aufgefangen. Etwas lang sah er aus in seiner blauen Marineuniform. Vor ihm lag ein kleines Buch, in das er sich eifrig Notizen machte.

Als er die Schritte Strecks und Lias hörte, klappte er es hastig zu und verbarg es in seiner Brusttasche.

„Das ist die Funkstelle," hörte er Streck sagen, „mitten auf dem Ozean haben wir Verbindung mit der ganzen Welt."

Eberstein bückte sich tief über die Apparate.

Lia traute ihren Augen nicht. Ein jähes Erschrecken ließ sich im Moment nicht meistern.

Streck übersah es: „Na, alles klar?"

„Jawohl, Kapitän!" Eberstein hatte sein meckerndes Organ in Hamburg gelassen. „Nichts von Bedeutung!" Er sandte einen Blick zu Lia und schüttelte dann rasch den Kopf.

Lia, die bisher in der Tür gestanden hatte, trat zu ihm: „Sind Sie schon lange auf der „Tarantella"?"

„Nee, Fräulein, Hamburg an Bord gekommen!"

„Funkersatz!" schmunzelte Streck. „Unser Funker ist in Hamburg plötzlich krank geworden. So, nu kommt noch Kommandobrücke, das Gehirn des Schiffes. Darf ich bitten?" Gravitätisch reichte er Lia den Arm, die noch einen Blick zurückwarf.

Eberstein saß an den Apparaten, die Hörer am Ohr. Er blickte geradeaus, und würdigte die Davongehenden keines Blickes mehr.

*

Wieder saßen sie um den runden Tisch. Mary, Ralph und Streck. Nur neben ihnen saß statt Hanne Streck heute Emmy Richter.

Es hatte gegen Abend zu stürmen begonnen. Tommy balancierte die Tabletts schon mit einiger Mühe durch den Speisesalon.

„Wart man, Tommy, wenn wir zum Äquator kommen, besucht uns der Klabautermann!" Streck wollte auf alle Fälle vergnügt sein. Er erzählte, um Ralph und Mary zu

erheitern, Tommys Reiterkunststücke, ohne natürlich die Begegnung mit Doherty zu erwähnen. Dann ließ er Sekt kommen. „Wir müssen doch auf frohe Fahrt anstoßen!"

Mary sah Ralph tief in die Augen, als ihre Gläser zusammenklangen. Sie fühlte sich befangen, seit die Gesellschafterin an Bord war. Sie mochte diese reife, schöne Frau nicht recht, ohne sich über die Gründe dieser Abneigung klar zu sein. Deshalb bemühte sie sich durch besondere Liebenswürdigkeit, ihre Verstimmung nicht merken zu lassen.

Lia war von strahlender Heiterkeit. Der Gang durch das luxuriöse Schiff hatte ihrer Sucht nach Geld neue Nahrung gegeben. Sie riß das Gespräch an sich. Und wirklich war der Ton dieses Abendessens so heiter, wie noch nie seit der Unglücksnacht auf Salvador.

Streck war lange in der Südsee gefahren. Er erzählte von diesen Inseln des ewigen Frühlings, und ihren Bewohnern, die heiter und sorglos wie Kinder, die raffinierteste Grausamkeit in ihrer Seele bergen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühgermanentum.

Die Frühzeit eines Menschen, die Entwickelung in den Kinder- und Jugendjahren, ist nicht nur der Reiz und die Freude der Eltern, sondern auch die Beschäftigung ernsten Studiums, weil in dieser Entwickelungszeit die Anlagen und Möglichkeiten am ursprünglichsten anzuschauen sind, ehe die Anpassung und Abrichtung die Ursprünglichkeit verwischen kann.

Noch bedeutsamer und wichtiger ist die Kenntnis der Frühzeit eines Volkstums und einer Rasse, weil man dabei die naturhaften Kräfte studieren und von Fehlentwickelungen zu dem Born der Gesundheit zurückrufen kann. Über das Frühgermanentum ist man vielfach schlecht unterrichtet, schlechter oft als über die Frühzeit der Griechen und Römer, der Chinesen und Inder. Entweder herrschen romantische Ansichten eines Idealzustandes von Charakter, Kultur und Religion oder blasierte Zivilisationsüberheblichkeiten über vermeintliches primitives „Negertum" germanischer Frühzeit.

Darum ist es ein unschätzbares Verdienst des weltbekannten Verlages von Eugen Diederichs in Jena, daß er eine Sammlung von Bänden über das Frühgermanentum erscheinen läßt. Gerade auch für uns, die wir auf dem Boden wohnen, auf dem zur Zeit Christi die germanischen Völker, die Vandalen, Burgunder und Goten gejagt und gepflügt, gefeiert und gekämpft haben, ist die Kenntnis der germanischen Früh- und Wanderzeit unbedingt notwendig.

Der 1. Band von Wilhelm Capelle bringt die ältesten geschichtlichen Zeugnisse von germanischen Menschen unter dem Titel: „Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller." (524 S. mit 40 Abbildungen nach alten Originalen geh. 16 M., in Leinen 19,50 M.) Die sonst so zerstreuten Berichte von über 50 griechischen und römischen Schriftstellern sind hier wohl zum ersten Male in deutscher Übersetzung gesammelt. Auch Heerführer, Händler und Sklaven kommen zu Worte. Von den Cimbern und Teutonen bis zum Beginn der Völkerwanderung werden wir geführt. Die Berichte sollen für sich selber sprechen. Darum ist nur eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in der auf die Beschränktheit dieser Quellen hingewiesen wird. Die geographische und ethnographische Kenntnis Germaniens war bei den griechischen und römischen Schriftstellern äußerst dürftig. Die Griechen z. B. haben den völkischen Unterschied zwischen Kelten und Westgermanen, Skythen und Ostgermanen ebensowenig begriffen wie die nationale Selbständigkeit und Besonderheit der Germanen überhaupt. Außerdem liegen nur die Berichte einer Partei vor, und zwar einer Partei, die mit den Germanen im Kampfe stand und als „Kulturvolk" auf die „Barbaren" herabsah. Die Berichte dürfen daher nicht als objektiv geographische und ethnographische Urkunden angesehen werden. Dann folgen die Berichte selber mit kurzen Hinweisen. Reiche Anmerkungen weisen auf die wissenschaftliche Erklärung und Begründung von Einzelheiten in der Fachliteratur. Das Lesen dieses ersten Bandes erfordert also eigene Arbeit. Aber gerade dieses Zwingen zur Selbsttätigkeit führt in die große Geschichte mehr ein als eine Geschichtserzählung, die die Lücken unserer Erkenntnis der germanischen Frühzeit durch eigene Phantasie ausfüllt. Nur ist für die Neuauflage, die dem Buche sicher ist, zu wünschen, daß mehr Erklärungen und Hinweise hinzugefügt werden und vor allem in den Anmerkungen nicht auf die Fachliteratur dauernd verwiesen wird, sondern kurz gesagt wird, was der betreffende Gelehrte zu dieser Stelle sagt. Nach dem ersten geschichtlichen Teil folgt ein zweiter über „Land und Leute". Hier ist auch die Germania des Tacitus vollständig übersetzt. Eine Einleitung weist auf die neuesten Germaniaforschungen hin, in denen nachgewiesen wird, daß Tacitus nicht eine politische Broschüre, auch nicht einen Sittenspiegel damit beabsichtigt habe, sondern daß es ein ethnographischer Exkurs zu seinen „Historien" sei, der aber bei der Ausarbeitung so umfangreich geworden sei, daß er selbständig herausgegeben wurde. Bei der Bewertung der Aussagen über die Germanen, die Tacitus nicht aus eigener Kenntnis, sondern aus früheren Quellen (Plinius u. a.) und aus mündlichen und schriftlichen Berichten, Briefen und Tagebüchern von Militärpersonen und Kaufleuten geschöpft habe, sei zu bedenken, daß sich bei den damaligen Schriftstellern eine gewisse Schablone in der Beurteilung primitiver Völker herausgebildet hat (z. B. Bild- und Tempellosigkeit des Gottesdienstes, Unempfänglichkeit für Gold u. a. m.), die ohne weiteres auch auf germanische Zustände übertragen wurde; daß man bei Tacitus von einer Art ethnographischer Romantik sprechen könne und daß er kein Mann der reinen Wissenschaft war, sondern seine Schilderung möglichst künstlerisch wirkungsvoll zuzuspitzen suchte.

Die andere Seite der Betrachtung der germanischen Frühzeit bringt der 2. Band: Ludwig Wolff: Die Helden der Völkerwanderungszeit. (242 S. mit 16 Abbildungen, geh. 6,50 M., in Leinen 9 M.) Leider sind von seiten der Germanen keine historischen Quellen den griechisch-römischen an die Seite oder gegenüber zu stellen. Dafür sind aber die Heldenlieder vorhanden. Darin zeigt sich, wie die Germanen selber ihre Geschichte betrachtet, was sie als Manneschrakter erstrebt und was sie für ihre Ehre und ihr Bestes gehalten haben. Da wachsen die Helden der Völkerwanderung vor uns auf, jeder Zoll ein Mann, alles für ihre Ehre einsetzend, mit klarem Blick auf das unentrinnbare Schicksal zuschreitend und durch dieses Wissen und Wollen es überwindend. Gegenüber dem Gewirre der griechisch-römischen historischen Nachrichten tritt hier eine Geschlossenheit der Geschichtsbetrachtung der eigenen Vergangenheit hervor, die hinreißt. Hagen und Hildebrandt, Wieland und Albwin, Walter und Theoderich, B'runhild und Rosimund werden in ihren geschichtlichen Rahmen gestellt. Die Völkerwanderungszeit, von der man sonst wenig zu sagen weiß, bekommt Fleisch und Blut von Helden. Man kann nur raten, dieses Buch der Jugend den Jugendführern in die Hände zu geben. Das ist noch ein Heldentum, das die Augen blank machen kann.

Auf Neuland führt der 3. Band: Heinrich Timmerding: Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer. 1. Gruppe: Die irisch-fränkische Mission. (276 S.) In einer ausführlichen Einleitung wendet sich der Verfasser gegen eine romantische Idealisierung der germanischen Religion, die in der Christianisierung eine Vergewaltigung und Verderbung edler germanischer Religiosität sieht, zeigt die Wirklichkeit des germanischen Götter- und Geisterglaubens, und wie das Christentum gerade eine Entfaltung und Veredelung des Besten im germanischen Charakter gebracht habe. In den Geschichten der Bekehrer mit ihren Wunderberichten wird die Anschauungswelt der Neubekehrten vorgeführt. Was wir heute über solche Legenden denken, darf dabei nicht mitsprechen. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß die Bekehrung eines Volkes, dessen trotzige Wildheit allgemein gefürchtet war, fast ohne Blutvergießen vor sich gegangen ist. Bei den wenigen Ausnahmen kamen Umstände hinzu, die außerhalb der eigentlichen Bekehrertätigkeit lagen. Dann folgen die einzelnen Bekehrergeschichten der irisch-fränkischen Mission, die im Grunde und zumeist eine innere Mission in einem bereits christlich gewordenen Lande, eine Verinnerlichung des Glaubens war, des Columban, Gallus, Goar, Emmeran, Kilian, Pirmin u. a. Freilich ist ein groß Teil des Heidentums, gegen das diese Bekehrer eiferten, später selber in die Kirche unter anderem Namen eingezogen. Dieser 3. Band ist hochinteressant und bietet viel über die deutsche Prägung des Christentums. Man wird gespannt auf den 2. Teil: Die angelsächsische Mission. Wir werden nach Erscheinen darauf aufmerksam machen. J.

Musik.

An einem herbstlich grauen Nachmittag kam ich durch eine kleine Provinzstadt im Norden, in der ich übernachten mußte. Mein Hotel war noch nicht geheizt, mein Zimmer kalt und draußen regnete es.

Ich hatte mir nach Tisch die Kirche und den Kirchhof besehen und ein kleines Museum mit versteinerten Dingen,

die mich nie sehr angezogen hatten. Die engen Gassen waren zugig und verödet wegen des schlechten Wetters. Beim Anblick der kleinen, muffigen Geschäftchen mit ihren verstaubten Auslagen kam ich mir vor wie Sokrates: „Wie viele Dinge gibt es doch, die ich nicht nötig habe.“

Da erblickte ich ein Kino mit weithin leuchtenden Plakaten. Einige Kinder strömten hinein . . . Nachmittagsvorstellung . . . Ein Drama von einem Wilddieb und einer schönen Dame in Blau . . . Ich kaufte eine Karte und fragte an der Kasse: „Haben Sie auch Musik? Mir graust es vor Filmen, die lautlos vor sich gehen . . .“

„Musik? Eine hochfeine Kapelle“, wird mir versichert. „Sie wird gleich kommen.“ Also hinein in den dunklen Schlund . . .

Es war feucht, roch moderig ,und es war auch hier hundekalt. Immerhin, ich würde ein Lustspiel sehen und der Wilderer würde mich vielleicht erwärmen oder seine blaue Dame. Der Vorhang teilte sich. Die Musik hob an.

Aber was war das für eine seltsame Musik: ein Klavierspieler, so klein, daß man seinen Kopf nicht über dem Orchesterzaun sehen konnte, spielte etwas in dumpfen Trommeltönen, das merkwürdig eintönig klang, immer dasselbe: eins, zwei, drei, eins, zwei, drei . . . das ging so eine halbe Stunde, die Kinder lauschten stumm, auf das Dach trommelte monoton der Regen.

Ich fragte ein Fräulein, das mir Schokolade anbot: „Was ist denn das für eine merkwürdige Musik, die der da vollführt?“

„Ach“, sagte sie, „das ist der Klavierspieler der Kapelle, die abends kommt. Nachmittags spielt er immer nur die untere Begleitung . . .“

Liesbet Dill.

Handel und Wandel.

Bloch bereist die Provinz.

In wasserdichten und luftechten Knabenanzügen.

„Geht der Anzug bestimmt nicht ein?“ fragt Krümmel.

„Ausgeschlossen.“

Daraufhin kauft Krümmel einen Anzug für seinen Jungen.

Der Junge zieht ihn an und Bloch zieht seiner Wege.

Nachmittags geht die Familie Krümmel spazieren.

Ein Regen fällt.

Der neue Anzug fällt in sich zusammen. Immer kürzer werden die Ärmel, immer höher werden die Knie, immer enger wird der Bauch und immer kleiner der Kragen.

„So ein Schwindel,“ flucht Krümmel; „na warte, wenn ich den Lump treffe.“

Und siehe, in dieser Minute biegt Bloch um die Ecke.

„Ei verdickedacke“, will er schnell verschwinden.

Aber schon hat ihn Krümmel beim Schlafittchen.

„Wissen Sie, wer ich bin?“

„Ach richtig, die verehrte Kundschaft. Küss' die Hand, junge Frau. Ach und da ist ja auch der Herr Sohn. Im neuen Anzug. Aber wie der Junge gewachsen ist seit heute früh — nein, wie er gewachsen ist —?“

Jo Hanns Rösler.

Widmung an meine Mutter.

Den Dank an meine Kindheit abzutragen,
Schuf ich Gestalten aus den alten Sagen,
Die mir das junge Herz mit Lust gefüllt;
Wohl dem, der nie im Innersten sich wandelt
Und seine reine Schönheit nie verhandelt
Um Judaslohn an eine schnöde Welt!

Wie stieg das Blut einst in des Knaben Wangen,
Wie hat er voll Entzücken nachgehangen
Dem holden Schein, zur Wirklichkeit gedieh'n!
Mein Jugendtraum, auf ewig fest gehalten,
In fremden Herzen insgeheim zu walten,
Sei dir des Märchens Zauberkraft verlieh'n!

Wohl wandelte ich vielverschlung'ne Pfade;
Es gibt nur einen Weg zum Berg der Gnade,
Er führt durch der Erkenntnis Rosentor:
Die Welt ist Freude, wenn man sie verachtet,
Die Welt ist Leiden, wenn man nach ihr trachtet
Und klug ist, wer die erste sich erkor.

Wie viele müssen ihren Tag durchdarben,
Weil sie mit ihrer Kindheit selber starben,
Nun sind sie Schemen ohne Fleisch und Blut;
Wir wollen mutig vor die Schönheit treten,
Wir leben noch und können herzhaft beten:
Gib deine Kindheit uns als ew'ges Gut!

Erich Janke.



Bunte Chronik



* **Wie ein Friseur Millionär werden kann.** Natürlich darf nicht jeder hoffnungsvolle Jüngling, der jetzt nach Beendigung seiner Schulzeit zu einem Friseur in die Lehre geht, darauf vertrauen, daß ihn sein Beruf einst zum Millionär machen wird, wie es bei Louis Morgen, dem reichsten Figaro der Welt, der Fall war. Mit zehn Jahren begann Morgen seine Laufbahn als Schaumrührer und Stiefelputzer, und vor kurzem konnte er als mehrfacher Millionär in den Ruhestand treten. Zum Abschied gab er seinen fünfzig Meistern, Gehilfen und Lehrlingen ein Festessen, und bei dieser Gelegenheit versäumte er nicht, seinen Angestellten einen höchst interessanten Vortrag über das Thema „Wie ein Friseur Millionär werden kann“ zu halten. „Höflichkeit“, sagte Louis Morgan, „ist natürlich Grundbedingung; weiterhin darf sich der Friseur nie merken lassen, daß er aufTrinkgeld rechnet; er muß Menschenkenner sein und genau wissen, ob den verschiedenen Kunden eine Unterhaltung erwünscht ist oder nicht. Humor ist eine der Grundbedingungen zum Gelingen, und jeder Kunde, der den Laden schlechter Laune betritt, muß ihn höchst vergnügt wieder verlassen, anderenfalls taugt der Friseur nichts. Vor allem aber ist es unbedingt erforderlich, daß jeder Barbier vor Geschäftsbeginn die Morgenblätter, in erster Linie die Leitartikel eingehend studiert, damit er sich mit seinen Kunden über Politisches unterhalten kann, anstatt sie, wie es so oft geschieht, mit sinnlosem Geschwätz zu langweilen.“ Wer außerdem noch eine geschickte leichte Hand hat, wird demnach alle Aussicht haben, ein zweiter Louis Morgen und Millionär zu werden.

* **Die Flucht vor dem Käse im Rettungsboot.** In Kalkutta traf mit dem Dampfer „Lancastria“ ein blinder Passagier ein, der sich in Liverpool im Rettungsboot verkrochen hatte. Man faßte ihn erst, als der Dampfer schon im Indischen Ozean angelangt war. Er entpuppte sich als Methew Badderly aus Winsford in Cheshire. Der hoffnungsvolle junge Mann steht im Alter von 18 Jahren und gab ohne Umschweife an, daß er durch keine Notlage seiner Eltern zu seinem Entschluß getrieben worden sei. Er habe vielmehr unter schrecklicher Langeweile im Geschäft seines Vaters gelitten. Dieser verkaufe in großen Mengen Käse und der Käsegeruch habe ihn vollends verrückt gemacht. Den könne er nicht mehr aushalten und deshalb wolle er in ein Land entfliehen, in dem er vor dem täglichen Umgang mit Käse sicher sei. Er hatte sich dann in einem segeltuchgedeckten Rettungsboot des Dampfers untergebracht und darin leidlich gut gelebt, weil er sich von den eisernen Beständen an Lebensmitteln ernähren konnte, die jedes Rettungsboot mitführen muß. Dabei war er schließlich zu seinem Entsetzen auch auf Käse gestoßen. Das ist ihm dann zu bunt geworden, deshalb gab er sich frühzeitig zu erkennen. Wenn er den Käse ganz aufgezehrt haben würde, hätte er vermutlich noch Gelegenheit gehabt, im Hafen unerkannt an Land zu kommen. Es war ihm aber unmöglich, diesen Teil der eisernen Ration zu vertilgen. Vermutlich wird man ihn verdonnern, vier Wochen nichts als Käse zu essen; denn schlimmer kann er anscheinend nicht getroffen werden.

* **Für den Zöllner sind Schmetterlinge Geflügel.** Eine nicht geringe Schwierigkeit liegt für die Väter der Zolltarife darin, alle Gegenstände und Waren richtig zu klassifizieren. Selbst dem Völkerbund ist dieses nicht immer gelungen, zählt er doch den Essig unter den Getränken und chirurgische Instrumente unter den landwirtschaftlichen Maschinen auf. Es sind aber noch viel bessere Fälle bekannt. Vor einigen Jahren war ein französischer Ägyptologe auf's höchste empört, als eine von ihm mitgebrachte Mumie vom Zollamt in Marseille angehalten und erst nach vielen Auseinandersetzungen, als „getrocknete Ware“ verzollt, ins Land gelassen wurde. Und kürzlich erst hatte ein amerikanischer Entomolge nicht weniger Grund zur Entrüstung. Er kam mit einer schönen Sammlung Schmetterlinge aus Südamerika in Newyork an. Der Zollbeamte wälzte mit Ausdauer die dicken Bände mit den Tarifpositionen, ohne etwas Passendes finden zu können, wo er die Sammlung unterbringen könnte. In seiner Verzweiflung erklärte er die Schmetterlinge kurzer Hand als . . . Geflügel. Begründung: beide Tierarten hätten Flügel. Worauf der Gelehrte sich die neugierige Frage erlaubte, ob das Newyorker Zollamt etwa auch die Erzengel, wenn diese einmal das Zollamt mit ihrem Besuche beehren sollten, als Geflügel ansehen würde, denn auch diese hätten . . . Aber da war er samt seiner „Geflügelsammlung“ schon an die Luft gesetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.